

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Hesse, Hermann
Sämtliche Werke in 20 Bänden und einem Registerband

Band 6: Die Erzählungen 1. 1900–1906

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-41106-3

SV

Hermann Hesse Sämtliche Werke

Herausgegeben
von Volker Michels

Band 6
Die Erzählungen

Hermann Hesse
Die Erzählungen
1900-1906

Suhrkamp Verlag

Zweite Auflage 2003

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2001

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der
Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der
Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Copyrightangaben zu den einzelnen
Texten am Schluß des Bandes.

Satz: pagina GmbH, Tübingen

Druck: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany

ISBN 3-518-41106-3

Erzählungen

I

Erwin

I

Wie ein dunkler Grenzturm liegt zwischen den Spielplätzen meiner Kindheit und den Gärten und Wildnissen meiner Jünglingszeit das alte Kloster.

Ich sehe seine Mauern und Säulen trotzig stehen und lange Schatten in mein Jugendleben werfen, und muß doch lächeln und kann mich des schnelleren Herzschlags nicht erwehren, wenn mein inneres Auge die festen Mauern des »Paradieses« und die Wölbungen der gotischen Kreuzgänge erblickt. Oft hatte ich Sehnsucht, den Ort meiner ersten Nöte und Träume wieder zu sehen, die Geburtsstätte meines Heimwehs und meiner ersten Lieder.

Das Kloster liegt zwischen mehreren Hügeln im Tal, schwer, von romantischen Schatten umgeben. Ich stand oft am Gitter des Parlatoriums, welches den Mönchen karge beaufsichtigte Gespräche mit besuchenden Anverwandten gestattete, und hatte das Herz voll von Freundschaft und Heimweh, und hatte keinen, dem ich davon reden durfte. Ich schritt oft mit beklommenem Sinn durch die steinernen Dormente, und war allein, und hörte nur den Klang und Widerhall meiner Schritte und aus der Brunnenkapelle den singenden Laut des fallenden Wassers.

In einem der großen Schlagsäle verbrachte ich manche halbe Nacht heiß und wachend, in Zukunftgedanken, in Dichterphantasien, und allen Nöten meiner ratlosen Jugend. Alle Romantik, die ein Knabenherz erfüllen und beschweren kann, war in mir lebendig, ich war erfüllt von allen einander widerstrebenden Idealen der ersten Jugend. Die Helden Homers und die Helden Klopstocks, die Wunder Athens und Altdeutschlands stritten um meine Verehrung. Meine Stimmungen waren im Bann der mondbeschienenen Einsamkeit, der ich viele Abende in den hohen, gewölbten Räumen des Oratoriums und der Dormente mich hingab. Tage lang schlug mein leidenschaftliches Herz den verheißenen Tempeln der Wissenschaft warm entgegen, zu jedem Fleiß und zu jeder Entsagung bereit, und wurde wieder des Nachts von Verachtung und Sehnsucht gequält. Dann träumte

ich von Höhen und glänzenden Möglichkeiten, und schmachtete gefangen, und lernte früh die Sehnsucht nach Freiheit.

Wenn ich in der freien Mittagsstunde den nächsten Hügel erstieg, sah ich die weiten Gebäude des Klosters unter Schieferdächern stattlich beieinander gelagert. Zwei Kirchen mit langen, kreuzförmigen Dächern und festen, steinernen Vorhallen, zwei Refektorien, Oratorium, Hörsaal und Dormente, im Innern die gotischen Kreuzgänge. Dort wartete Livius, Xenophon und der göttliche Homer auf mich, dort war mein Pult und Bett, beide Zeugen ernster und schwärmerischer Gedanken und Phantasien, dort war der Ort unsrer Spiele, Kämpfe und Enttäuschungen. Umschauend sah ich auf der anderen Hügelseite den tiefen See gebreitet, dahinter Feld und Gebirg und Weite. Dort war das Unbekannte, das Größere, die Ferne, die Welt, die Freiheit. Dort lag die helle Bahn, mit anderen in die Weite zu laufen, dort lagen verborgene Ziele, Größe und Untergang, für alle Freien. Dort waren die Freunde, deren ich bedurfte, dort waren Berater und Mitwisser meiner Heimlichkeiten, Genesung und freie Luft für meine stummen Sorgen und Bedrängnisse.

Vielemal bin ich den kurzen Weg mit schwerem Herzen und wunder Seele hinabgestiegen. Wenn ich den Klosterplatz betrat, traf ich die Kameraden bei Turnen und Ballspiel oder lachend und ruhend auf den Bänken im Schatten des Ahorn. Ich suchte oft, und ich fand nirgends den Blick, der mich verstand. Dann griff ich selber zum Ball und sprang allen voraus über den Platz, mit Hallo und heißen Wangen, der Rascheste und Wildeste von allen. Abends, wenn der Weg ins Freie versagt war, führte die Einförmigkeit des Lebens und die Verschiedenheit der vielen Schüler zu vielerlei Zeitvertreib und Spiel. Häufig fanden Raufhändel statt, bei denen ich oft mit Ekel zuschaute und noch öfter mit Ruf und Faust mich beteiligte. Ich führte ein großes Heft, in welches ich die Helden, die uns täglich aus Livius und aus dem Geschichtsunterricht bekannt wurden, mit Bleistift und Wasserfarben nach Art der Moritatenbilder karikierte, dieselben Helden, unter denen ich Freunde, Tröster und Vorbilder verehrte. Ich errichtete ein delphisches Orakel im Verein mit drei Helfern. Von diesem herab gab einer von uns, ver mummt und gefeit, den zudrängenden Frägern, in Ratschläge eingewickelt, kräftige Grobheiten zu hören. Von diesen Spässen hielt keiner

länger als einige Tage vor, aber ich warf mich auf jeden mit der Leidenschaft meines unbefriedigten Knabensinnes. Die Vornehmer unter den Mitschülern, denen ich durch Art und Erziehung näher stand, wurden durch meine lauten, ungezähmten Einfälle abgestoßen und liebten mich nicht; der Durchschnitt der übrigen war von Hause aus zu ungeschlacht, um mich anzuziehen oder zu verstehen. Mit diesen verband mich aber die erfinderische Langeweile. Ein literarischer Verein, von einigen Lesern und beginnenden Ästhetikern gegründet, schloß mich aus, der ich in ihren Büchern heimischer war als sie. Alle Neigungen und Bedürfnisse, welche über dem täglichen Spiel und Umgang standen, pflegte ich allein und hielt sie als uneingestandene Liebhabereien geheim. Denn ich fürchtete nichts so sehr als die Roheit und den Spott der andern. Schiller und Shakespeare wurden früh meine Freunde. Ich erinnere mich der Stürme, welche mich erfaßten, als ich Schillers Jugendleben las. *Die Räuber* gewannen Macht über mich, so wenig ich im Grunde an übertriebenen Worten und an Derbheiten Genüge fand. Verse, die ich damals schrieb, zeigen alle Nüancen des Stils und der Stimmung, welche zwischen den Höhepunkten revolutionärer Freiheitsliebe und der uferlosen Sentimentalität Ossians liegen.

In diese Zeit zurückschauend, sehe ich meine wilde, im Vaterhaus verwöhnte Seele voll Ungeduld und Ungenügen nach Fernen und unbekannten Freuden suchen, ich sehe sie eingesperrt im Glashause des Unterrichts und des streng förmlichen Lebens ihre Schmetterlingsflügel regen und sich verzweifelnd an den Wänden müde flattern. Du reiche, unverständene Jugend! Ein älterer Freund, ein Stückchen Freiheit, ein Winkel Heimat hätte dir genügt, und du sehnstest dich krank zwischen roheren Genossen und nüchternen Lehrmeistern! In diesen Schranken verlor ich bald meine lustige Kindlichkeit und lernte den Durst nach Wissen und Genuß, ich lernte zugleich den Weltschmerz, das Sichandersfühlen und die gefährlichste Seelenkrankheit, das Mitleid mit mir selber.

Am Sonntag waren uns mehrere Stunden zu beliebiger Verwendung in unsern Stuben vergönnt, zum Lesen, Schachspielen, Zeichnen, Briefschreiben. Diese Zeit der »stillen Beschäftigung« ersehnte ich die ganze Woche hindurch. Dann saß ich über

Shakespeare, über Schiller, Klopstock, Ossian und Schubart und sog mich satt aus den Bechern der Phantasie, der Sehnsucht und des Heimwehs. Diese Stunden lagen wie ein heimliches Asyl in der Reihe unglücklicher Tage, von den Sternen der Dichter und den unbewachten Träumen meines Herzens übergänzt, reich an Empfängnis und Trost.

Dazu gesellte sich die alte Freundin der Sehnsüchtigen und Heimatlosen, die Musik, die mich bis zur Verzückung erregte. Meine Geige am Kinn, allein im kalten Musikzimmer, fühlte ich manchesmal alles Harte und Häßliche sich von meinem Leben lösen und meinen Sinn verwirrt und beglückt von neuen Schönheitsgedanken. Was an frommer Empfindung in mir war, gewann Leben und Macht und trug mich über das Kleine und Widerliche hinüber. Meine Liebe und mein Verlangen nach Freundschaft und Blicken in gütige Augen wuchs an diesen tröstlichen Stunden; ich rettete mich an der Musik und Dichtung mit umklammernden Händen empor aus der Kühle meines kargen Tages.

Unser Kloster war von mehreren kleinen Seen umgeben. Unter diesen war der kleinste, ein brauner, verschilter Waldweiher, mein Liebling. Eingefaßt von Buchen, Eichen und Erlen lag er unbewegt in ewiger Windstille dunkel im breiten Schilfgürtel, überhängende Äste und ein rundes Stück Himmel spiegelnd. Ein verwildernder Weg war das halbe Jahr von braunem Eichlaub bedeckt.

Dort lag ich an einem Sonntag allein in der Nachmittagssonne. Der Blätterfall hatte begonnen. Die dürrn Binsen klirrten zitternd, über der ferner Waldecke hing der dunkle Habicht. Zuweilen flog ein einzelnes welkes Blatt, sich im Falle drehend, lautlos in den schmalen Wasserspiegel. Zuweilen flog eines neben mir ins fahle Moos. Das sumpfige Ufer atmete in der Sonne einen leichten Geruch von Moder und Fäulnis aus. Lange, verdorrte Gräser standen in den tiefen Radgleisen des verfallenden Uferwegs.

Ich lag müde ausgestreckt, das Kinn auf den Händen, im Auge und im Herzen die Stille und Wildnis dieses Herbstes. Ich wünschte so abseits und ungekannt lange zu liegen und mich in der schwermütigen Müdigkeit des Waldes und Schilfes mit auf-

zulösen. Ungelesen lag der aufgeschlagene Homer neben mir, er hatte in dieser Todesstille keine Macht über mich.

Ich hörte nicht, wie einer meiner Mitschüler sich leise näherte. Plötzlich stand er neben mir, die grüne Mütze in der Hand tragend. Er war schlank, schön gebaut und hatte ein blasses, feines, veränderliches Gesicht. Er hieß Erwin.

»Was machst du hier?«

»Du siehst doch. Homer lesen.«

Er schlug das Buch mit dem Fuße zu.

»Glaub ich nicht.«

»Ist mir einerlei. Warum fragst du dann?«

»Aus Gewohnheit, Kamelchen. Aber du liegst im Feuchten.«

»Gar nicht. Ist auch meine Sache.«

»Freilich, Grobian.«

»Laß mich in Ruh, sonst erinnere ich dich an den Komment.«

»Wie nett! Du meinst Euern Prügelkomment vom untern Dornement? Ich danke!«

Ich wurde vor Scham und Ärger rot.

»Bist du eigentlich bloß da heraufgestiegen, um mich zu ärgern?«

»Bist du eigentlich bloß da heraufgestiegen, um Homer zu lesen?«

Ich schwieg steif und blieb liegen. Erwin setzte sich neben mich. Lange Zeit blickten wir über den Weiher und horchten auf die kleinen Waldgeräusche. Die Blätter fielen langsam weiter, sonst war keine Bewegung in der engen, mit allen Nüancen von Braun gefärbten Landschaft. Wir Jungen vergaßen unsre Verstimmung und Neckerei. Nach einer langen Stille hörte ich Erwins veränderte und gedämpfte Stimme.

»Hier ist's trist -!«

Wieder nach einem Schweigen fragte er:

»Du hast gedichtet?«

»Nein.«

»Ehrlich?«

»Nein. Wie kommst du drauf?«

»Ach, ich dachte mir's eben. Das heißt, ich weiß, daß du Gedichte machst.«

»Woher weißt du's?«

»Frag nicht viel. Ich weiß eben. Oder ist's anders?«

»Nein. – – Nein.«

Erwin legte sich nun auch lang zu Boden. Er lag auf dem Rücken und sah himmelan, ich blickte vor mich über die aufgestützten Arme. An einem Grashalm kauend begann er wieder: »Gelt, wenn wir jetzt Steine oder Muscheln wären und lägen dort im Wasser drunten!«

»Was dann?«

»Dann? Dann wären wir träg und ruhig und hätten vielerlei nicht nötig, als: Spaziergehen, Händelhaben, Sterngucken und so fort.«

»Freilich. Aber was hätten wir davon, dort zu liegen?«

»Auch nicht viel. Du bist ein Denker. Aber stell dir vor – so eine helle Wolke, die immer weiter reist und die Sonne auf dem Rücken hat und unter sich die Städte und Oberämter und Länder und Erdteile.«

»Das wäre besser. Also eine Wolke.«

»Oder, du – ein Schiff! Oder ein Boot. Ich hab nichts so lieb wie ein Schiff. Weißt du, ein Festschiff, mit Musik auf Deck, am Sonntag. Abends werden die farbigen Lampen an Schnüren aufgehängt und die Mädchen haben weiße Sonntagskleider an. Die Lampen sind alle im Wasser noch einmal zu sehen.«

»Hast du so was schon gesehen?«

»Mehrums. Es ist das Allerschönste zum Ansehen, besonders wenn man zuhaus ist und Ferien hat.«

Ich schloß die Augen. Er sprach nicht weiter. Durch unsre Knabenseelen zog das laternenbeglänzte Schiff der Zukunft, bekränzt, mit Musik und Mädchen in weißen Sonntagskleidern.

Als wir miteinander durch den lichten Wald zurück schritten und die langen Dächer des Klosters sichtbar wurden, fiel uns beiden die Rückkehr in die lärmgefüllten Stuben und Spielplätze schwer. Erwin fragte noch:

»Du, hilfst es dir was?«

»Was denn?«

»Das Dichten. – Ich meine – ist's schön?«

»Je nachdem.«

»Warum tust du's?«

»Ich weiß selber nicht. Es ist so – es kommt so, wie das Pfeifen, wenn man alleine geht.«

»Ich hab's nie getan. Aber gepfiffen schon oft. Das tut mir gut. Ich denke dann immer gleich an etwas viel Schöneres – –«

»Als was?«

»Als alles. Als da drinnen.«

Er deutete auf die erreichte Pforte. Lachen und lautes Gespräch klang innen in den Gängen wider.

Am nächsten Sonntag kam Erwin abends in das Zimmer, in welchem mein Pult neben acht andern Pulten stand. Er ging die Reihe der Pulte entlang, da und dort grüßend und bei Plaudern oder Schachspielern stehen bleibend. Hinter meinem Platz hielt er wieder an und sah mir über die Schulter.

»Stör ich dich?«

»Du bist's? Nein. Was tust du heute abend?«

»Weiß noch nicht. Wo bist du in der Ausgangszeit gewesen?«

»Zu einem Kaffee eingeladen. Warum willst du's wissen?«

»Ich war am Weiher. Ich dachte, du wärest vielleicht wieder dort.«

Er nahm mich mit in seine Stube. Auf seinem Stuhl stand eine halb ausgepackte Wäschekiste.

»Hilf mir ein bißchen einräumen!«

Ich half gerne. Unsre Kästen standen unter Aufsicht und alle Unordnung darin wurde bestraft.

»Da sind zuviel Göttinger für Einen mitgekommen.«

Erwin suchte ein Pärchen der delikaten kleinen Würste heraus und bot sie mir an.

»Wir können gleich Vesper halten«, meinte er, als wir die Kiste geleert und den Inhalt in die Fächer des Kastens verteilt hatten.

»Hast du nichts zu trinken? Die Würste sind gesalzen.«

»Wasser, wenn du willst.«

Ich erinnerte mich einer halben Flasche Bier, die ich vom Nachmittag übrig hatte. Ich holte sie herbei und wir bewirteten einander fröhlich, bis es zum Prezieren läutete.

Von diesem Sonntag an waren wir befreundet und unzertrennlich. Er suchte bei mir Bücher und allerlei Rat. Ich liebte an ihm eine feine und oft humorvolle Art abgesonderter Lebensführung. Er war sehr begabt, aber weniger als ich ein Freund des Viellesens und Philosophierens. Aus einem reichen Hause

brachte er mehrere weltmännische Gewohnheiten mit, war aber gut und sogar streng erzogen. Ich erinnere mich, daß er gerne kleine Geschenke machte. Dagegen fiel mir auf, daß er niemals Geld borgte oder auslieh, was unter uns andern täglich geschah.

Während meine Unzufriedenheit wuchs und meine Stimmung oft zur Schwermut neigte, genoß ich die erste Freundschaft mit der stürmischen Leidenschaft, welche ich sonst für Träume und dichterische Ideale besaß. Ihr stummen Wildwanderungen! Ihr Mittagge, die wir in den hohen Ästen der Felseneiche verbrachten! Ihr Mondabende unter den hohen Bogenfenstern des Oratoriums!

Uns beide trieb dasselbe Ungenügen von der Arbeit zum Walde, von da zu unsern Dichtern, von diesen zur Musik und zu eigenem Dichten. Dann eines Tages brachte mir Erwin ein beschriebenes Blatt. Er hatte sich in Hexametern versucht. Ich erstaunte vor seinen sicher und sehr sorgfältig gegossenen Versen und mußte beim Austausch solcher Formversuche mich bald bequemen, mehr der Nehmende als der Geber zu sein. In späteren Jahren fand ich bei meinem Freund ein Gedicht in Hexametern, welches auf unsre Waldgänge und auf Verse, die er damals schrieb, zurückging. Unser Weiher war darin gemalt –

– Furchtsam rauscht aus dem Busch das Reh und bückt
sich zu trinken,
Oft belauscht' ich dich dort! Und oftmals neigt' ich das
eigen
Haupt zum Weiher und schaute mein Bild in ruhigem
Wasser
Bleich und verträumt, und trank, und trank ein süßes
Vergessen –

Damals fand Erwin eines Tages bei mir jenes Karikaturenheft. Er blätterte darin.

»Soll das der Caeso sein?«

»Freilich. Ist er nicht sehr ähnlich?«

»Wer weiß! – Aber hör, die Dinger sind scheußlich gezeichnet. Darf ich das Heft verbrennen?«

»Warum? Wir haben viel Spaß davon gehabt.«

»Mir gefällt's nicht. Es ist eine frevelhafte Malerei. Gib mirs.« Ich überließ ihm das Heft, das er wirklich verbrannte. In ihm regte sich damals die erste Liebe zur bildenden Kunst, er begann sich für die Ornamente der Klosterkirche und für die Kupferstiche der Bibliothek zu interessieren. Und ihm war alles, was er liebte und studierte, heilig und unantastbar. Er lehrte mich zuerst den Kult der Schönheit und eine religiöse Verehrung der Kunst.

Wir lasen Preller's Mythologie und einige historische Werke miteinander, welche Lektüre ich ohne seine ruhige Teilnahme nicht bezwungen hätte. Ich las nach wie vor im Stillen Ossian, Schubart, Schiller, mit heißer Stirne und lüstern nach Sensationen.

Den langen, harten Winter hindurch wurde mir das klösterliche Leben täglich mehr verleidet. Ich vermißte immer schwerer, besonders nach dem kurzen Weihnachtsbesuch in der Heimat, alle gefälligen Lebensformen, allerlei Freiheiten und kleine Freuden. Besonders schien es mir immer unerträglicher, zu Schlaf und Arbeit mit andern zusammengesperrt zu sein.

Erwin, dem eine lebenswürdige Resignation eigen war, blieb ruhig in seiner stetigen Arbeit, während ich die Studien über der Lektüre versäumte und mich mit trotziger Genugtuung von den Lehrern getadelt oder vernachlässigt fand. Die Spiele und der ganze Ton unsrer Geselligkeit wurden allmählich ruhiger und ernster, alles Jungenhafte wurde verpönt – wir begannen uns zu erziehen. Es gab anerkannte Lichter und Tugendhelden, es gab dauernde Freundschaften und Feindschaften, die allgemeine ehrliche Ausgelassenheit und Grobheit verschwand. Dagegen wurde ein mathematischer und ein hebräischer Verein gegründet. Zwischen Einzelnen und ganzen Stuben und Gruppen wuchsen Spannungen, welche sich nur noch in witzig scharfer Weise Luft machen durften. Da kam irgendein Erfinder auf eine neue, zündende Idee.

Eines Morgens fanden wir an der Türe des Waschsaals einen Bogen Papier angeheftet, auf welchem mit verstellter Handschrift mehrere »Xenien« geschrieben standen. Eines davon lautete:

Hermann und Erwin, ihr passet zusammen
wie Essig und Honig;
Wäre der Essig nur scharf!
wäre der Honig nur süß!

Fünfzig Köpfe waren vor dem Papier zusammengedrängt; man las, man schalt, man spottete und lachte, die Getroffenen waren wohlbekannte Unbekannte. Am nächsten Morgen war die Türe von oben bis unten mit Xenien beklebt, kaum einer war verschont oder hatte geschwiegen. Ich glaube, mein Essig war damals scharf.

Der Scherz dauerte einige Tage und hinterließ in mir eine erregte Bitterkeit, die ich vorher nie gekannt hatte. Ich war von mehreren empfindlich verletzt, von den Feinsten am tiefsten. Da der Xenienkrieg nicht lange dauern konnte, setzte sich der stumme Ärger in mir fest und verbitterte mir Arbeit, Tisch und Bett. Erwin hatte vor Ärger und Zorn geweint, war aber bald beruhigt, denn er genoß die Achtung der meisten. Mir leistete er mit rührender Treue Gesellschaft. Er ertrug meine Verschlossenheit so still wie die Ausbrüche meiner Wut; er gab sich sogar Mühe, die Gegner und Lacher zu besänftigen und von mir fernzuhalten.

Für mich begann eine unerquickliche Zeit. Meine Verstimmung schlug völlig in Weltschmerz und Angstgefühl um und verdarb mir vollends allen Fleiß und Erfolg. Ich wurde Nächte lang von Fiebergedanken gequält oder lag wach mit schmerzender Stirne. Erwin tröstete, gab kleine Arzneien, er schlug sogar vor, für mich beim Ephorus um Erleichterung oder Urlaub zu bitten. Manchmal, wenn ich mit ihm in den Ästen der alten Eiche saß, überwältigte mich meine Liebe und Herzensnot. Dann schwieg er freundlich und legte seinen Kopf an meinen und umfaßte mich fest. An jenem verborgenen Ort, nach einem erlösenden Geständnis, gab er mir die feine Hand und schwur mir feierlich Freundschaft für jede Zukunft.

An einem sonnigen Nachmittag stand ich mit ihm in der herrlichen Brunnenkapelle. Das Gärtchen lag mit hellen Knospen im ersten Frühling zwischen den kalten Kreuzgängen. Erwin war fröhlich gestimmt und erschwerte mir eine vertraute Mitteilung. Sie unterblieb. Ich küßte dem Erstaunten die Hand und ging weg, aus Kloster und Dorf, in den weiten Wald, um nicht wieder zu kom-

men. Voll von Frühling und Sehnsucht lief ich, ein verträumtes und verängstetes Kind, in die unbekannte Welt, und seitdem habe ich das verlorene Tal mit dem dunklen Kloster nicht wieder gesehen, außer in Träumen warmer Frühlingsnächte.

II

Meine Gedanken fliehen gerne zu einem Frühling zurück, der auf meine kurze Klosterzeit folgte. Ich erblicke dort das verwirrende Licht junger Lauben und höre den Wind vom Park her über die großen Büsche des Jasmin und der Syringen laufen. Dorthin gehört das Bild eines blassen Mädchens, das in meinem Traumschloß hängt, nebst einem verschwiegene Kranze früher Lieder.

An manchen Tagen, wenn ich ruhend im Garten sitze oder wenn die milden Gestalten der Vita Nuova wie Flüchtlinge an meinem Geist vorübergehen, hängt der Kranz jenes Frühlings schwer in drängender Fülle über mir, mit überquellenden Blütenbündeln. Mir aber blieb nur ein Hauch seines Duftes, ein bleiches Band und ein karger Wanderstrauß aus seiner Fülle.

Ein Jahr später, als mein geschmücktes Boot sich vom ersten Schiffbruch wund erhob, kam der erste Brief des Freundes zu mir. Der Zwischenzeit und unsres Schweigens geschah kaum Erwähnung.

»Ungeduldiger!« stand da, »du hast mir hart zu tragen gegeben, und ich bin nicht nur ein Jahr älter geworden. Morgen verlasse ich das Kloster, das mir mehr als dir zum Ekel wurde. Deine Flügel hab ich nicht, aber ich habe die Erlaubnis der Mutter und den Befehl des Arztes. Heute nehmen viele Entsagungen für mich ein Ende – nun will ich auch dich nicht länger entbehren.«

Ein Jahr lang wechselten wir herzliche Briefe. Dann sah ich ihn wieder.

Das war ein Sommertag im Schwarzwald. Der Abend hing rot, mit dünnen Nebeln, an den dunklen Bergen. Ich lag im Fenster und sog die starke Luft der Höhe und der Tannenwälder. Das kleine Städtlein lag lustig unter mir mit belebten Gassen. Die Badmusik spielte in der Nähe.

Als ich mich ins dunkelnde Zimmer zurückwandte, stand in der offenen Türe ruhig ein schlanker Mensch, der mich schweigend herantreten und sich betrachten ließ. Er war größer als ich, sehr schlank und aufrecht, mit schönen, ruhigen, vornehmen Gliedern.

Beim zweiten Blick erkannte ich ihn und hielt ihn lange an meine Brust gedrückt.

Erwin war schön geworden. Sein Gesicht, dessen »klassische Nase« im Kloster sprichwörtlich war, hatte eine helle, gleichmäßige Blässe und die Stirne ein klares Licht. Die Lippen waren voll und röter als früher. Seine Augen, in welche ich vormals verliebt gewesen war, hatten einen reinen, gütigen Blick, wie ich ihn nur an Jünglingen kenne, die durch Leiden und fortwährenden Ernst der Gedanken frühreif sind. An diesen großen, verklärten Augen sah ich auch, daß Erwin krank war. Sie hatten den Glanz, aus welchem man gewissen Kindern ein kurzes Leben prophezeit.

Er saß im Dämmer und später in der Dunkelheit neben mir; seine schmale Hand lag leicht in der meinen, und der Klang seiner Stimme fand den Weg in mein Herz durch seine Lieblings-erinnerungen.

Wir sprachen nicht davon, aber wir dachten beide an die Herbststunde am Waldweiher. Spät ging er leise weg.

Ich sah ihn dann drei Wochen lang jeden Tag. Wir hatten keine Heimlichkeiten voreinander, nur von seiner Krankheit sprach er nichts, und ich fragte nicht. Eines Morgens fügte es sich im Gespräch, daß er davon reden mußte.

»Laß mich's kurz sagen«, bat er. »Es ist unheilbar; aber es wird vermutlich langsam fortschreiten. Ich habe, denk ich, noch Jahre vor mir.«

Tags darauf kam seine Mutter an. Ich wurde ganz in die kleine Gesellschaft gezogen. Sie war noch schön und ihm ähnlich, aber kräftig und gesund, und hatte herzwinnende Mutteraugen.

Uns beiden las Erwin, auf der Hängematte sitzend, im Walde eine Dichtung vor, welche er »Steinerne Götter« betitelt hatte.

Das waren feine, rhythmische Sätze und zarte, an die Seele pochende Worte; wir fühlten den weißen Blick der Statuen auf uns haften, und sahen ihre abgebrochenen Hände und Arme, und blickten tiefer in das Rätsel ihrer toten Augen. Erwin erzählte

von einem römischen Frühling, den er in diesem Jahr gesehen hatte, von den grünen Albanerbergen und noch mehr von der ewigen Stadt, von jenen schönheitsbekränzten Gärten und Villen, deren berühmte Namen schon die Sehnsucht unsrer Knabenzeit mit Ehrfurcht und Verlangen gehört hatte. Er erzählte von südlichen Festen und Gondelfahrten, wobei er oft die Mutter um Bestätigung oder um vergessene Namen der Dörfer und Küsten und Berge bat. Ich aber mußte an die Träume seiner Klosterabende denken, in welchen immer bekränzte Schiffe und buntfarbene erhellte Abende vorkamen. Dann nannte er mit Ehrfurcht Sankt Peter, die Sixtina, die Florentiner Paläste und sprach mit dankbarer Liebe von Sandro Botticelli, welcher sein und mein Liebling war.

Des Abends saß er gerne plaudernd abseits vom Kreis des Lampenlichtes, oder zuhörend, wenn ich vorlas. Wir lasen Novalis und knüpften an seine tiefen, wunderbaren Fragmente viele Gespräche und Phantasien. Ein bekannter Sänger kam manchen Abend, der in Erwins Stadthaus ein ständiger Gast war. Er spielte auf dem Klavier alle Lieblingssachen des Kranken, dem das eigene Spiel abends untersagt war. Einige Suiten und Gavotten von Bach, einige Beethovensonaten, zumal die dreiundzwanzigste, und Chopins Nocturnen wurden uns besonders teuer. Vom Singen hören wurde Erwin meistens traurig gestimmt, weil dem Lungenkranken schon lange der Gesang verboten war. Doch liebte er einige ältere Balladen und die Lieder Schumanns. Einmal brachte der Sänger eine bekannte englische Ballade mit. Es war ein schwerer Augustabend, ein Regen stand bevor. Der Musiker war ernst gestimmt und vergaß sich gegen den Kranken. Er ließ in dieser herrlichen Ballade, welche mit der tiefsten Kenntnis des Zaubers der männlichen Stimme erfunden ist, seine schöne Stimme im vollen Brustton sich heben. Aller Zauber der Erinnerung an die Jugend, an die ersten Spiele und Waldgänge, spricht stark und ergreifend aus den Versen dieser Ballade. Mir schlug das Herz heiß und beklemmend vor den schwellenden Tönen, Erwin aber ging leise aus dem Zimmer. Ich hörte sein verhaltenes Schluchzen. Er kam wieder, nachdem der Sänger weggegangen war, und setzte sich zwischen mich und die Mutter.

»Verzeih, Mutter!« sagte er schmeichelnd. »Es war bloß ein Er-

schrecken, eine plötzliche Hilflosigkeit und Angst. In diesem Lied ist alles das gesungen, was meine Erinnerung am meisten wert hält und was ich am meisten entbehre. Weißt du, Lieber, unsre Ballspiele und Schwimmbäder, das Schlittschuhlaufen und das Reiten ohne Sättel!« Er schwieg und wir wußten keine Antwort. Dann trat allmählich der gewohnte freundliche Ernst wieder auf sein beruhigtes Gesicht.

»Sieh, so kindisch bin ich!« sagte er zu mir, »und ich habe doch das glücklichste Leben, voll von Sonne, und nur dem Kennenlernen der Schönheit gewidmet. Und eine Mutter! Sieh sie nur an, wie sie voll Güte und Trost ist. Sie schenkt mir einen hellen Tag um den andern, sie reist und ruht mit mir ...« Er legte die Hand der Abwehrenden zärtlich an seine gerötete Wange.

Wenige Tage darauf war meine Ferienzeit zu Ende und ich kehrte in die ferne Stadt zu meinem Beruf zurück, von dem Leben mit dem Freunde und seiner Mutter innerlich gereinigt und geadelt. Die Geduld des Leidenden war mir seither oft ein Vorbild, und noch mehr sein geläuterter Blick und seine Anbetung des Schönen. Claude Lorrain und die englischen Kupferstecher lernte ich erst durch ihn kennen, auch in der Musik war er noch zuweilen mein Lehrer gewesen. Er schickte mir nach seiner Rückkehr in die Heimat mit der Abschrift der »Steinernen Götter« eine schöne Hermesbüste, einen Zwilling der seinigen, mit einem herzlichen Brief. Durch seine und seiner Mutter Briefe blieb er mir verbunden, bis ich ihn fast zwei Jahre nach jenem Schwarzwaldidyll besuchen konnte.

Er empfing mich mit hellen Augen, noch ruhiger und magerer geworden, aber auf der Höhe seiner graziösen, stillen Liebenswürdigkeit. Ein Gastzimmer war mir bereitet, und ich genoß mehrere Wochen die vornehme Gastfreundschaft des Hauses. Einige von Erwins Freunden, darunter auch ein wiedergefundener Kamerad vom Kloster her, kamen fast täglich zu Besuch. Ich entdeckte im unbewohnten Parterre des reichen Hauses ein hohes Zimmer, welches Erwins Vater vor Zeiten aus Liebhaberei im Stil der späten Renaissance ausgestattet hatte. Dort verbrachten wir in der heitersten Maskerade viele Abende vor dem Flackerfeuer des hohen Kamins mit Erzählen, Lesen und Plaudern, in roter Dämmerung auf geschnitzten Sesseln ruhend, das Auge